

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Die Geheimnisse von Oldenburg oder Schilderungen Oldenburgischer Zustände**

**Lambrecht, Heinrich Gerhard**

**Oldenburg, 1845**

**Landesbibliothek Oldenburg**

Shelf Mark: 13-8139: 1-4

Die Tabagie.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-1093032](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-1093032)

wenigstens ein besonderes Zimmer an, in welchem nur von den jungen Mädchen aufgewartet wird. Der größte Theil der Gäste zeigt das verzeihliche Bestreben, sich bei denselben so liebenswürdig wie möglich zu machen und es ist zuweilen höchst interessant, die verschiedenartigen und oft komischen Bemühungen in dieser Beziehung zu beobachten. Zur Ehre der jungen Gäste muß jedoch erwähnt werden, daß fast allenthalben ein durchaus anständiger und gesitteter Ton herrscht und die Grenze des Schicklichen nie überschritten wird, was sonst leider so oft in den nur aus jungen Männern bestehenden Gesellschaften zu geschehen pflegt, und hier allein durch die Gegenwart der jungen Mädchen verhindert wird.

---

### Die Tabagie.

---

Diese Kneipe liegt in der Nähe des Theaters, und wird Abends während der Zwischenakte von einem Theil der Theaterbesucher, so wie von einigen Schauspielern besucht. Außerdem sind aber auch noch verschiedene Stammgäste in derselben zu finden, die hier in stiller Vergnüglichkeit den ganzen Abend hinbringen. Sie betrachten den Besuch die-

fer Kneipe gewissermaßen als einen Theaterbesuch, denn nach jedem Akt hören sie über das Stück, so wie über das Spiel der Schauspieler brühwarne Berichte. Man kann nicht läugnen, daß sie auf diese Weise das Nützliche mit dem Angenehmen sehr geschickt zu vereinigen wissen, und daß ein solcher Doppelgenuß, auch abgesehen von der Wohlfeilheit desselben, ganz besondere Reize haben muß. — Andere charakteristische Merkmale dieser Kneipe wüßte ich gerade nicht aufzufinden, indessen darf ich dem Leser eine hier gepflogene Unterhaltung nicht vor-  
 enthalten, welche durch ein höchst komisches Mißver-  
 ständniß veranlaßt wurde.

Ungefähr fünf bis sechs Gäste sprechen über die plötzliche Erkrankung eines gemeinschaftlichen Freundes, an dessen Wiederaufkommen sie zweifeln. Während sie hierüber noch reden, tritt ein ihnen wohlbekannter Mann mit ernstem traurigen Gesichte in die Tabagie. Die Gäste sehen ihn mit erwartungsvoller Miene an; der Eingetretene, dessen Züge den tiefsten Schmerz ausdrücken, wirft sich darauf in einen Sessel und sagt mit langsamer, feierlicher Stimme: „Na, nun ist er todt.“

„So, ist er todt?“ wiederholen die Andern, und es tritt eine tiefe Stille ein, in welcher Jeder sich in Gedanken mit dem Dahingeschiedenen beschäftigt.

Es muß nun bemerkt werden, daß der Neugekommene ein Chamäleon besaß, von dessen Unwohlsein er bereits seit vierzehn Tagen seinen Freunden täglich Bericht erstattet hatte. Dieses ist ihm nun vor einigen Stunden gestorben, und ohne weitere Erklärung überbringt er die Nachricht von dessen Tode. Die Andern jedoch, die sich gerade von dem bedenklichen Zustand ihres kranken Freundes unterhalten haben, meinen natürlich, daß dieser das Zeitliche gesegnet habe, aus welchem Mißverständnisse sich nun folgendes, in plattdeutscher Sprache geführtes Gespräch entspinnt. Der Todesbote ist es, der dieses Gespräch einleitet.

„Ja, man muß sich darin finden;“ sagt er mit Resignation, „Mamsell, geben Sie mir einen kleinen Kümme!“

„Sterben müssen wir Alle;“ sagt ein Anderer.

„Heute mir, morgen dir;“ bemerkt ein dritter.

„Ach,“ sagt der Erstere, „er war immer so fidel und munter; Jeder hatte sein Vergnügen an ihm.“

„Ja, das ist wahr;“ bekräftigt ein Anderer, „immer lustig, immer munter.“

„Der arme Schelm; es ist Schade darum;“ sagen Mehrere bedauernd.

Die allgemeine Theilnahme scheint den Schmerz

des Neuangekommenen noch zu steigern, er trinkt hastig sein Glas aus und sagt mit dumpfer, fast bebender Stimme: „Mamsell, einen kleinen Rümmele.“

„Wie ist das aber nur so schnell zugegangen,“ wird nach einer Pause gefragt.

„So schnell ist es gerade nicht gekommen;“ antwortete der Trauernde, „er war schon seit drei Wochen nicht mehr recht auf'm Schick; seit vierzehn Tagen hat er aber nichts mehr als Fensterschweiß und Fliegen genossen.“

„Fensterschweiß und Fliegen?“ wiederholen die Andern mit starrem Erstaunen, „mein Gott, warum denn?“

„Warum denn? Warum anders, als sich zu nähren.“

„Man sollte doch nicht sagen,“ bemerkt einer der Gäste mit Kopfschütteln, „daß einer davon so lange leben könnte.“

„Gestern aber,“ fährt der Andere fort, „konnte man wohl sehen, daß es mit ihm zu Ende ging; ich wollte ihm etwas Haut geben von frisch gekochter Milch; aber er mochte sie nicht.“

„Na hör' mal,“ sagt einer der Zuhörer, „die mag ich auch nicht.“

„Ja, ich auch nicht,“ versetzt der Andere, „aber er mochte sie sonst gerne.“

„Sonderbar, davon hat man nie was gehört;“ sagen mehrere Gäste.

„Was soll man davon sagen;“ bemerkt ein Anderer, „der Geschmack ist verschieden; ich hab’ mal einen Gefellen gehabt, ich geb’ Sie mein Ehrenwort, der Kerl fraß Maikäfer.“ „Höre,“ sagte ein Dritter zu dem Berichterstatter, „daß er seit vierzehn Tagen nur Fensterschweiß und Fliegen gegessen haben soll, das ist nicht wahr. Ich habe ihn noch vor acht Tagen in Bellevue gesehen, und da hat er Butterbrod gegessen und Mettwurst darauf und nachher Beefsteak.“

„Wer?“ fragt der Angeredete ganz verdußt, „Mettwurst und Beefsteak? Mein Chamäleon?“

„Ja so, Du meinst Dein Chamäleon.“

„Ja, wen anders? Mamsell, einen kleinen Kümme!“ Der hart Geprüfte überläßt sich jetzt schweigend seinem Schmerze.

\*                      \*

Außer den genannten Wirthshäusern und Kneipen, in denen sowohl die höheren, wie die verschiedenen mittleren Classen zu finden sind, existiren in Oldenburg, wie schon gesagt worden, noch eine Unzahl anderer, die aber alle so ziemlich dasselbe Gepräge tragen, wie das eine oder andere der hier geschilderten Locale. So wenig auch in geistiger Beziehung die Bestandtheile der verschiedenen Ge-

fellschaften Aehnlichkeit untereinander haben, so werden doch in allen wenigstens Anstand und Sitte beobachtet, welches letztere leider nicht von denjenigen Wirthslocalen gerühmt werden kann, die von der untersten Volksclasse besucht werden. In dieser Hinsicht zeichnen sich namentlich ein Theil der Gesellen-Herbergen und einige in der Heil.-Geiststraße belegene Wirthshäuser auf das Unvortheilhafteste aus. Die letzteren werden vorzüglich von den in der Umgegend wohnenden Landleuten, Soldaten, Tagelöhnern, Arbeitern der Tabacksfabriken, Handlangern 2c. besucht. In diesen Häusern geht es zuweilen am Tage, besonders aber am Abend und oft bis spät in die Nacht hinein toll und wüsth her. Es wird geschrien, geschimpft und geflucht, es werden schmutzige, unzüchtige Lieber abgebrüllt, und oft entsteht beim Kartenspiel eine allgemeine Hölzerei, die in der Regel dadurch gedämpft wird, daß der Wirth die Streitsüchtigsten und Betrunknen hinaustransportiren läßt. Dies kann aber fast immer nur mit Hülfe von Polizeidienern und Dragonern bewerkstelligt werden, welche sich dann oft genöthigt sehen, solchen Unruhistiftern, die zum Nachhausegehen fast nie bewogen werden können, ein Nachtlager auf Brettern anzuweisen.

Deffnet man die Thür einer solchen Wirths-

stube, so bringt einem ein stinkender Tabacksqualm und ein ekelhafter Branntweingeruch entgegen, denn es wird hier fast nichts als Branntwein getrunken; und durch den Nebel bemerkt man die wüsten Gäste, die um verschiedene Tische sitzen und saufen, spielen und brüllen. Ältere und jüngere Männer, ja sogar Buben von 15 oder 16 Jahren sind hier zu finden. Ein schon ziemlich angetrunkener Bauerlummel erhebt sein Glas, und es an den Mund legend, schreit er mit lauter Stimme: „Caplan Selig soll leben!“ Ein viehisches Gelächter folgt auf den pöbelhaften Hohn, und der dumme Junge freut sich darüber, und läßt sich noch ein Glas Branntwein einschenken. — Denkt man zufällig an die Angehörigen der hier versammelten Gäste, zu denen diese spät Abends und oft erst am andern Morgen zurückkehren, nachdem sie vielleicht die Hälfte ihres Tages oder gar Wochenlohns vertrunken oder verspielt haben, so kann man sich eines sehr schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, und bedauert, daß man für die Unglücklichen nichts thun kann, als sie bedauern.

Wir sind zu Ende mit unserer Wanderung durch die oldenburgischen Wirthshäuser, und der geneigte Leser wird mit uns zu der Erkenntniß gelangt sein, daß unser Wirthshaus- und Kneipenwesen sehr wohl organisirt ist und in den verschiedenartigsten Farben schillert. Und wie könnte dieses auch anders sein, da die ganze, aus so verschiedenen Elementen bestehende, männliche Bevölkerung Oldenburgs, mit alleiniger Ausnahme eines Theils der haute volée und der noch keinen vollen Monat verheiratheten jungen Männer, täglich in den Wirthshäusern verkehrt und gewohnt ist, dieselben sowohl materieller, wie geistiger Genüsse wegen aufzusuchen. So interessant nun auch das Wirthshausleben geworden ist, so hat dagegen das Familienleben, besonders das im weiteren Sinne, an Gemüthlichkeit und Traulichkeit verloren, wodurch hauptsächlich der weibliche Theil der Gesellschaft in seinen Rechten sich beeinträchtigt fühlen kann. Die egoistischen Männer, die dieses auch sehr wohl einsehen, sind gleichwohl nicht rücksichtsvoll genug, um zu Gunsten der Damen ihre gewohnte Lebensweise in etwas zu ändern; aber im Gefühle ihres Unrechts gestatten sie denselben zuweilen, an ihren eigenen Vergnügungen Theil zu nehmen; z. B. an den Viederfesten, der Reunion im Casino &c.,

und man kann es unserer schönen Damenwelt, die von den Männern auf eine in der That unverantwortliche Weise vernachlässigt wird, nicht verdenken, daß sie mit Eifer darnach trachtet, dergleichen Festlichkeiten mit beizuwohnen.

---



LIBRARY  
OLDENBURG

